

Die Soziologie auf der Suche nach der »Natur der Gesellschaft« – und nach sich selbst.

Von Cornelius Schubert

»Die Natur der Gesellschaft«, so der Titel des diesjährigen Soziologentages in Kassel. »Jute statt Plastik« hätte man auch sagen können. Ebenso wie sich die im Kongressbeutel befindlichen Materialien dem systematischen Zugriff in den Tiefen des Behältnisses immer wieder entzogen, so waren auch die soziologischen Suchbewegungen, eine gefestigte Position gegenüber der im Titel des Kongresses beschworenen Natur der Gesellschaft zu beziehen, eher stöbernder Art. Das will noch nichts Schlechtes heißen und bezeugt zuerst einmal eine inspirierende empirische wie theoretische Heterogenität des Faches. Nichtsdestotrotz warf der, zumindest für manche, provokante Titel einige Trennlinien und Grenzgebiete auf, die an dieser Stelle noch einmal zusammenfassend dargestellt werden sollen. Diese Aufgabe wird dadurch erschwert, als dass im Folgenden nur eine durch die Perspektive des Autors eingefärbte Sichtweise über die präsentierten Themen vorgestellt werden kann. Eine Auswahl, deren Selektivität durch die schiere Masse an Parallelveranstaltungen (in guten Zeiten bis zu 33) noch verschärft wurde.

Befindet sich die heutige Soziologie durch die »Natur der Gesellschaft« am Scheideweg? Dass gewisse althergebrachte Selbstverständlichkeiten auf dem Prüfstand stehen, wurde nicht nur auf der Mitgliederversammlung beim Thema Mitgliedsbeiträge deutlich. Ähnlich wie dort von Siegfried Rehberg für die mittlere Zukunft die Notenwendigkeit einer Richtungsentscheidung prognostiziert wurde, so geht mit der Auseinandersetzung mit der Natur der Gesellschaft die Frage der Position der Soziologie einher. Um die während des Kongresses dargebotenen Vorträge zu letzterem Thema etwas zu ordnen, werden die Beiträge im Folgenden entlang von drei möglichen Fragen an die Natur der Gesellschaft diskutiert. Zuerst als Auffassung der Natur der Gesellschaft, verstanden als dem »Wesen« der Gesellschaft. Danach als Natur der Gesellschaft im Sinne der Einbeziehung »natürlicher« Faktoren wie Körper, Raum oder Zeit in die soziologische Analyse der Gesellschaft. Und nicht zuletzt kann man die Natur der Gesellschaft, wie sie von den materiell-positivistischen Naturwissenschaften konzipiert wird, als Gegenentwurf zu (vielen) soziologischen Erklärungen sozialer Zusammenhänge verstehen, derer es sich zu erwehren gilt. Anschließend folgt eine kurze Erörterung, wie sich der DGS Kongress als Veranstaltung den oben genannten Fragen gestellt hat.

Was ist die Natur der Gesellschaft?

Über das, was als Wesen der Gesellschaft gelten darf, existieren, wenig verwunderlich, je nach Epoche und Denkpräferenz unterschiedliche Auffassungen. So ist beispielsweise im Brockhaus von 1830 zu lesen, dass es sich bei einer Gesellschaft um »eine Vereinigung von Menschen zu irgendeinem Zwecke« handele. So genannte »gewöhnliche« Gesellschaften »haben bloß den unbestimmten Zweck einer gegenseitigen persönlichen Unterhaltung durch Beisammensein, Gespräch, Spiel, Tanz, Essen, Trinken u. dgl.«, so genannte »besondere« Gesellschaften wie (in dieser Reihenfolge) die Ehe, der Staat und die Kirche haben vernunftgebotene »höhere Zwecke«. Wie sieht es knapp 180 Jahre später mit den gegenwärtigen soziologischen Vorstellungen vom Wesen der Gesellschaft aus?

Dirk Baecker (Witten-Herdecke) erläuterte in seinem Vortrag mit dem Titel »Die Natur der Gesellschaft« im gleichnamigen Eröffnungsdoppelplenum, dass die Unterscheidung zwischen Natur und Gesellschaft ihrerseits ein Moment der Konstitution von Natur und Gesell-

schaft sei. In Anlehnung an die Selbstordnungsprinzipien, wie sie in den Natur-, Lebens- und Kognitionswissenschaften prominent sind, müsse ein soziologisches Nachdenken über die Natur der Gesellschaft sich eben jenen selbsterhaltenden Prozessen wider den Zerfall zuwenden und diesen in den Kategorien der Temporalisierung, Verdichtung, Kontrastoperation und der perturbierten Rekursion beschreiben. Als wenig beunruhigende Schlussfolgerung stellte Baecker den Begriff der Kommunikation ins Zentrum der Natur der Gesellschaft. Es bleibt jedoch zu fragen, inwieweit diese für Baecker wie auch das Publikum kaum überraschende Feststellung jenseits des hohen Abstraktionsniveaus für eine Analyse des Wesens der Gesellschaft in Differenz zu den Selbstordnungsvorstellungen etwa aus der Biologie oder Physik nutzbar gemacht werden kann.

Ebenso sieht sich Thomas Kron (Hagen) in der Abendveranstaltung zur soziologischen Theorieentwicklung durch neuere Entwicklungen in den Naturwissenschaften, speziell der Komplexitätstheorie, die Möglichkeit zur Beendigung des Lavierens zwischen den dichotomen Positionen von Natur und Kultur. Eine neue, generative Soziologie könne auf dem Fundament der Komplexitätstheorie die gesellschaftlichen Mechanismen herausarbeiten und zu diesem Zwecke die Möglichkeiten moderner Computersimulationen nutzbar machen und so dem Wesen der Gesellschaft auf die Schliche kommen. Hier ist die Frage zu stellen, inwieweit die postulierten gesellschaftlichen »Mechanismen« in der computergestützten Simulation umgesetzt werden können und inwieweit die in der Logik des »als ob« für die Simulation notwendig reduzierten Modellvorstellungen noch als aussagekräftig für die tatsächlichen gesellschaftlichen Prozesse gelten können. Die Soziologie sollte an diesem Punkt nicht blind dem Beispiel der Wirtschaftswissenschaften folgen, die etwa in den Ansätzen der Mikroökonomie und Neo-Klassik modellhafte Formulierung sozialer Prozesse, wie etwa Tausch, so weit abstrahieren, als dass die Wiedereinbettung in die sozialen Prozesse zunehmend problembehaftet wird. Nicht ohne Grund bekam Daniel Kahneman 2002 den Wirtschafts-Nobelpreis für den Nachweis, dass diese Modellvorstellungen wenig mit den tatsächlichen Entscheidungen von Menschen zu tun haben.

Entgegen diesen von Natur- und Ingenieurwissenschaften inspirierten Vorstellungen des Wesens der Gesellschaft trat Richard Münch (Bamberg) in der gleichen Veranstaltung wie Kron als Verfechter der Institution als dem zentralen Gegenstand soziologischer Gesellschaftsanalysen auf und somit für eine konzeptionelle Trennung zwischen Natur- und Kulturwissenschaften ein (ohne dass es zwischen den beiden jedoch zu merklichen Auseinandersetzungen geführt hätte). Obwohl sich Natur- und Kulturwissenschaften problemlos dem gleichen Thema zuwenden können, beispielsweise dem Lesen, so Münch, tun sie dies aus der jeweiligen disziplinären Perspektive. Das Alleinstellungsmerkmal der Soziologie ist dann die Analyse des Spannungsfeldes zwischen der Zwanghaftigkeit bzw. Gestaltbarkeit von Institutionen. Diese legitime, wenn auch defensive, Position gegenüber den in den letzten Jahren in der Universitätslandschaft so erfolgreichen naturwissenschaftlichen Forschungsprogrammen verlässt sich jedoch zu sehr auf eine allgemeine anerkannte Daseinsberechtigung der Soziologie an deutschen Hochschulen. Beispielsweise die Schließung des grundständigen Studiengangs Soziologie an der FU Berlin und die damit einhergehende dramatische Reduzierung der Professuren zeigt, wie wenig von dieser unspezifischen Daseinsberechtigung noch vorhanden ist. Will die Soziologie bei der Verteilung universitärer Mittel weiterhin Berücksichtigung finden, so muss neben der allgemeinen Reklamation eines spezifischen Deutungsanspruchs auch gezeigt werden, worin nun genau die Vorteile der soziologischen gegenüber den naturwissenschaftlichen Erklärungen liegen.

Zu diesem Zweck lohnt es sich, wie anfangs schon angedeutet, zwischen Natur und Naturwissenschaft zu unterscheiden. Natur ist zu diesem Zweck als das aufzufassen, welchem wir eine eigenständige, außer- bzw. vorsoziale Bedeutung – soweit das nach den letzten paar tausend Jahren der Menschheitsgeschichte noch möglich ist – zusprechen. Als Naturwissen-

schaft soll der mehr oder weniger systematische Zugang spezifischer Sozialsysteme zu den allgemein als Naturphänomen anerkannten Wirklichkeitsausschnitten betrachtet werden. Diese zugegebenermaßen recht holzschnittartige Unterscheidung zwischen der Natur und den naturwissenschaftlichen Erklärungen von Natur verdeutlicht, dass es sich hier zuerst um zwei getrennt zu betrachtende Bereiche handelt, deren Zusammenhänge erst noch geklärt werden müssen, ebenso wie die Bedeutung dieser Zusammenhänge für die Soziologie noch der näheren Bestimmung bedarf.

Wie viel Natur braucht die Soziologie?

Dem Umstand, dass die für die Soziologie komfortable Setzung, Soziales allein durch Soziales erklären zu dürfen bzw. zu müssen, keine unstrittige Position mehr ist, widmeten sich mehrere Vorträge in durchaus unterschiedlicher Weise, denn die Suche nach dem »blinden Fleck« wird ja wiederum dadurch erschwert, dass man den blinden Fleck nicht sehen kann. Ist die Natur der blinde Fleck der Soziologie?

Dieser Frage wurde speziell im gemeinsamen Plenum der Sektionen Kultursoziologie und Soziologische Theorie verhandelt. Jochen Dreher (Konstanz) nahm die Angebote der philosophischen Anthropologie sowie der Phänomenologie auf, um den »natürlichen Grenzen« der Soziologie nachzuspüren. Aus dieser Perspektive erscheinen Natur und Mensch als untrennbar miteinander verbunden und über die Menschen ist die Gesellschaft zwangsläufig auch an die Natur gebunden. Die »natürlichen Grenzen der Soziologie« ergeben sich dann aus den Strukturen der lebensweltlichen Bewusstseinsabläufe, gleichzeitig nötigt der vermittelte Ausdruckszwang des Menschen (im Gegensatz zu Pflanzen und Tieren) ihm die ihm eigene notwendige Künstlichkeit auf, wodurch er über den Umweg der Kultur wiederum zu seiner Natur findet. In dieser Konzeption des Menschen als einem »Zoon Politikon« im aristotelischen Sinne ist die Natur der Gesellschaft weniger eine »ärgerliche Tatsache« als vielmehr ein »notwendiges Übel«, aus dem der Mensch in seiner Not eine Tugend gemacht hat. Obwohl Dreher für eine Fundierung der Soziologie in der Natur des Menschen plädiert, bleibt die Gesellschaft als Resultat vermittelter Kommunikation jedoch seltsam abgetrennt von dieser Natur. Durch die Verwischung der Doppeldeutigkeit des gesellschaftsbezogenen Naturbegriffs als Wesenhaftigkeit und als anthropologischer Grundlage, bleibt die Natur des Menschen – und damit die Natur der Gesellschaft – als analytische Kategorie unhandlich. Ebenso bedarf es noch weiterer Anstrengungen, um die in den Neurowissenschaften gewonnenen Erkenntnisse über das Bewusstsein und die anthropologischen Grundlagen entweder in die Konzeption einzubinden oder sie fundiert abzulehnen.

Weniger Berührungsängste bei der Integration genetischer Grundlagen in die soziologische Analyse legte Thomas Müller-Schneider (Koblenz) in seinem Vortrag an den Tag, indem er zur Überwindung der Natur / Kultur Dichotomie für ein Sowohl-als-auch genetischer Dispositionen und sozialer Kontexte eintrat. Die Wechselwirkung beider Faktoren lasse sich durch Instrumente der Situationsanalyse gehaltvoll untersuchen, wobei ihm das menschliche Glücksstreben im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess als Beispiel diene. Eine derart konzipierte Analyse biosozialer Prozesse hat für die Frage nach der Natur der Gesellschaft eine unbestreitbare Eleganz, allerdings blieb Müller-Schneider wichtige Aspekte des Wechselspiels von Genom und Gesellschaft schuldig. Besonders die Setzung des Glücksstrebens als genetischer Grundlage muss bei der Unschärfe des Glücksbegriffs beziehungsweise bei den dazu gehörenden mannigfaltigen Zielerreichungsmöglichkeiten zuerst noch auf kulturelle Beeinflussung hin untersucht werden, ob und in welcher Weise sich das Glücksstreben dann noch als genetischer Faktor durchhalten lässt. Sollte sich das Glücksstreben zweifelsfrei als genetische Disposition isolieren lassen, so wäre weiterhin zu fragen, ob diese Disposition nicht erst durch gesellschaftliche Prozesse »gezüchtet« wurde. Soziobiologische Argu-

mente sollten schließlich in beide Richtungen funktionieren, um ein gleichberechtigtes Sowohl-als-auch zu ermöglichen. Wie eine soziologische Analyse der Biologie aussehen kann, haben Veronika Lipphardt und Jörg Niewöhner (beide Berlin) in ihrem vorhergehenden Vortrag zu biohistorischen Narrativen sehr anschaulich und präzise dargelegt.

Auch ist die Diagnose, dass die Modernisierung den Menschen einen gesteigerten Handlungsspielraum zur Verfügung stelle, indem dann genetische Dispositionen des Glücksstrebens einen stärkeren Einfluss auf die Ausbildung sozialer Strukturen haben, bleibt durchaus zweifelhaft. Die Gleichsetzung von Modernisierung und Handlungsspielraum verkennt, dass die Abnahme leicht lokalisierbarer gesellschaftlicher Zwänge, wie etwa durch Religionsgemeinschaften oder Feudalherren, nicht mit einer Abnahme gesellschaftlicher Zwänge *per se* verbunden sein muss. Ob und in welcher Weise die Modernisierung den Menschen Handlungsspielräume ermöglicht, bleibt eine höchst prekäre Frage. Die latente Individualisierungsthese stößt an ihre Grenzen, wenn man, wie beispielsweise Ronald Hitzler (Dortmund) in der Ad-Hoc-Gruppe Posttraditionale Gemeinschaften, herausstellt, dass selbst moderne Hedonisten einen symptomatischen Vergemeinschaftungsbedarf aufwiesen und wer sagt schon, dass man nicht auch in traditionellen Gesellschaften glücklich werden könnte. Die möglicherweise interessanten Verknüpfungen von Genom, Glücksstreben und Gesellschaft blieben dem Zuhörer leider hinter einem oberflächlichen biologischen Determinismus und holzschnittartiger Gesellschaftsdiagnose verborgen.

Soziologische Suchprozesse zur Frage nach der Verknüpfung von Natur und Soziologie fanden sich auch in anderen Veranstaltungen. So argumentierte Stefan Hirschauer (Mainz) in der Plenumsveranstaltung zu Strategien der Biopolitik für eine Somatisierung des Wissensbegriffs. In Auseinandersetzung mit dem Autoritätsanspruch der Naturwissenschaften über den biomechanischen Körper solle sich eine soziologische Perspektive nicht allein auf die Analyse des Diskurses über Körper beschränken, da durch diesen Zugriff der Körper an sich hinter den Diskursen zu verschwinden scheint. Vielmehr sei der Körper in seiner Materialität und die damit verbundenen Implikationen für den soziologischen Wissensbegriff ernst zu nehmen. Hirschauer skizzierte zwei mögliche Stoßrichtungen für ein solches Vorhaben. Erstens sei herauszustellen, dass nicht nur über Körper, sondern auch mit Körpern kommuniziert wird. Soziale Wirklichkeit reproduziere und vergewissere sich selbst über die permanente alltägliche Darstellung körpergebundener Zeichen. Gerade die Offensichtlichkeit dieses Wissens ermögliche es dann, darüber Stillschweigen zu bewahren, was auf methodischer Seite eine stärkere Beachtung des Visuellen gegenüber den Diskursen in der Soziologie nötig mache. Zweitens könne auf die Tradition des verkörperten Wissens zurückgegriffen werden. Das Verständnis der »Eingefleischtheit« des Wissens in den sozialen Praktiken stehe dem körperlosen Wissensverständnis der Naturwissenschaften gegenüber – eine Beobachtung, die dem »practice turn« in der Wissenschaftsforschung recht gibt. So ergeben sich nach Hirschauer zwei Forderungen für eine Suche nach der Natur des Wissens in der Gesellschaft: Zum einen sollte sich die Soziologie von ihrer Vorliebe für Diskurse lösen und visuelle Daten stärker berücksichtigen, zum anderen muss in Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften der dort übliche Wissensbegriff auf ein körpersoziologisches Fundament gestellt werden.

Im gleichen Panel verwies auch Klaus Schröter (Kiel) auf die Performativität des Alterns als körpergebundener Darstellung. Dies hat insofern soziologische Relevanz, da nicht davon ausgegangen werden könne, dass ein junger und ein alter Körper in gleicher Weise den Anforderungen moderner Kontrollgesellschaften entsprechen. Gerade die auf Eigenverantwortung getrimmten heutigen Gesundheitsvorstellungen (nicht rauchen, nicht trinken, viel Obst und Fitness) stoßen im alternden Körper an ihre Grenzen. Die Scheu, sich soziologisch auf die Materialität des Körpers einzulassen, verschafft aber nur eine Scheinsicherheit vor dem

Zugriff naturwissenschaftlicher Erklärungen und beschneidet gleichsam die fruchtbare Auseinandersetzung mit den sozialen Eigenheiten alternder Körper.

Ebenso in diesem Panel argumentierte Peter Wehling (Augsburg), dass es ein weit verbreitetes Missverständnis sei, dass die in der letzten Zeit immer populärere Optimierung des Körpers auf eine anthropologische Festlegung oder tief verwurzelte westliche Werte zurückzuführen sei. Für Pharmafirmen ist es bekanntlich profitabel, den Patienten als lebenslangen Kunden zu gewinnen und besonders in dem Fall, wo noch keine etablierten Produkte auf dem Markt existieren. Dieser Logik folgen Pharmafirmen, die auf biomedizinischer Grundlage soziale Störungen identifizieren und gleichsam das rettende Präparat bereithalten, wie es beispielsweise im Fall der »social anxiety disorder« (dt. Schüchternheit) der Fall ist, die vermehrt bei Männern (selbst)diagnostiziert und mit Antidepressiva behandelt wird. Die Deutung der Schüchternheit als ein Problem aufstiegsorientierter Männer ist jedoch keine »natürliche« Selbstverständlichkeit, sondern das Ergebnis profitorientierter Lobby- und Marketingarbeit.

Die drei oben genannten Vorträge zeigen, dass die Soziologie sehr wohl etwas Natur – hier im Gewande des Körpers – vertragen könnte. Eine soziologische Aufarbeitung des Körpers erscheint gerade deshalb so wichtig, da in den biomedizinischen und neurowissenschaftlichen Diskursen die Trennung von Geist und Körper zunehmend verwischt wird und im Anschluss über den Umweg der genetischen Disposition Erklärungshoheit auch über den Geist – und damit auch über ein traditionell soziologisches Territorium – beansprucht wird. Hält sich die Soziologie aus der Körperdiskussion heraus, so gefährdet sie auch ihre Ansprüche im gesellschaftlichen Diskurs über den Geist. Der Körper ist dabei nicht der einzige Begriff, dem man sich bei einer Diskussion der Natur der Gesellschaft weiter annehmen könnte. Ebenso versprechen Auseinandersetzungen mit anderen Begriffen wie etwa Zeit und Raum eine gehaltvollere Orientierung auf die im wörtlichen Sinne gemeinte Natur der Gesellschaft oder etwa die Beschäftigung mit dem Zusammenhang von Bevölkerung und Gesellschaft, wie sie von Karl Ulrich Meyer (Yale) gefordert wurde.

In Form eines Zwischenfazit lassen sich aus den soziologischen Suchbewegungen zum Thema der Natur der Gesellschaft als ihrem Wesen und ihrer materiellen Grundlage einige Zusammenhänge festhalten. Im Angesicht dominanter genetischer, biomolekularer, neurowissenschaftlicher und evolutionspsychologischer Erklärungsmodelle wird es zunehmend wichtig, sich auch der materiellen Grundlagen der Gesellschaft zu vergegenwärtigen und der Materialität bzw. der Natur auch einen größeren Raum in der soziologischen Theoriebildung einzuräumen, wie dies beispielsweise von Andreas Reckwitz (Konstanz) im Sinne einer materialistischen Kulturtheorie angestrebt wird. Erst wenn die komplexen raumzeitlich übergreifenden Zusammenhänge zwischen dem, was allgemein unter Natur, und dem, was allgemein unter Kultur verstanden wird, substanziell und auf dem aktuellen Stand der Diskussion aufgearbeitet werden können, dann wird auch die wenig hinterfragte Grenzziehung zwischen Natur und Kultur nicht als Demarkationslinie zwischen uns (den Geistes- und Sozialwissenschaften) und denen (den Naturwissenschaften und denen, die sich dafür halten) bemüht werden müssen, sondern sie wird selbst zum spannenden Forschungsgegenstand für soziologische Untersuchungen. Ganz in diesem Sinne bleibt dann neben der fachlichen und finanziellen Selbstbehauptung der Soziologie gegen naturwissenschaftliche Allmachtsphantasien zudem zu fragen, wie viel Soziologie diese denn nötig hätten.

Wie viel Soziologie brauchen die Naturwissenschaften?

Dreht man den Titel des Soziologiekongresses um, so stößt man auf die Frage nach der Gesellschaft der Natur. Meines Erachtens haben soziologische Studien relativ selten versucht, soziologische Annahmen, Konzepte und Theorien auf Zellstoffwechsel oder Hirnfunktion zu

übertragen. An dieser Stelle muss die eingangs gemachte Differenz zwischen Natur und Naturwissenschaft noch einmal vergegenwärtigt werden. Während die Soziologie demnach scheinbar wenig über die Natur aussagen kann oder will, so hat sie doch bei der Erklärung der Naturwissenschaften ein gehöriges Wort mitzureden, wie es beispielsweise in den »science wars« der 1990er Jahre deutlich wurde. Die ethnografischen Studien der Laborforschung haben darauf hingewiesen, dass die kausalen Erklärungsmodelle in vielen Naturwissenschaften das Produkt langwieriger und kontingenter(!) Aushandlungsprozesse sind und die vorgebrachten Fakten nicht etwa die Bedingung, sondern das Ergebnis der Forschung sind und damit keinesfalls unabhängig vom Forschenden selbst. Reflektierte Naturwissenschaftler sind sich dessen durchaus bewusst und bei näherem Hinsehen verschwindet die Zwangsläufigkeit von Mechanismen in einem Geflecht von unhinterfragten Annahmen und Behauptungen. Unter strenger Beobachtung werden die harten Fakten zu weichen, uneindeutigen Beschreibungskategorien. Auf der anderen Seite kennen wir kaum härtere Strukturen als die des Sozialen, wie jeder weiß, der schon einmal versucht hat, sie zu verändern. Hinter dieser, zugegebenermaßen etwas polemischen Verdrehung der allgemeinen Wahrnehmung der »harten« und der »weichen« Wissenschaften steckt jedoch ein wahrer Kern.

So sind beispielsweise in den Neurowissenschaften – die öffentlich einen sehr vehementen Deutungsanspruch, was die Natur des Menschen angeht, vertreten – die Messung einer neuronalen Aktivität, die anschließende informationstechnische Verarbeitung und die daraus gezogenen Schlüsse in den seltensten Fällen in irgendeiner Weise kausal oder zwingend verknüpft. Die experimentelle Verfremdung und simulationsgerechte Reduktion bei der Erhebung und Verarbeitung von Daten lassen Neurowissenschaftler im kleinen Kreis sehr wohl über die begrenzte Reichweite ihrer Modelle nachdenken. Zudem wird die durch die Rhetorik der neuzeitlichen Naturwissenschaften hervorgebrachte Perspektive auf die Natur sehr erfolgreich als Legitimation für die Vorherrschaft der Naturwissenschaft selbst eingespannt, indem die kulturelle Hervorbringung des Naturbegriffs durch die Naturwissenschaften verschwiegen wird – ebenso wie die kulturelle Hervorbringung der Naturwissenschaften selbst. Die mit der Verwissenschaftlichung der Natur einhergehende Entzauberung, beispielsweise in der Ökonomie und Politik, wird von einer Wiederverzauberung auf der lebensweltlichen Ebene und durch einen Trend zur Vergesellschaftung der Natur begleitet, wie Klaus Eder (Berlin) am Beispiel der Diskussion um den Problembären Bruno zeigte. Wir können uns also die Natur nur schwer ohne die Gesellschaft vorstellen und selbst in den naturwissenschaftlichen Standardensequenzen finden sich die vormalig schon erwähnten biohistorischen Narrative.

Es bleibt festzuhalten, dass in der Auseinandersetzung mit der Natur der Gesellschaft der Begriff der Natur noch schwammiger ist als der der Gesellschaft, was besonders dann zu Problemen führt, wenn man sie als Gegensatzpaar konzipiert. Noch prekärer wird die Angelegenheit, wenn naturalisierende Konzepte aus der Biomedizin wie selbstverständlich individualistische Konzeptionen der Selbstverantwortung als »natürliche« Basis von Vergesellschaftungsprozessen postulieren. Die Unausweichlichkeit, mit der sich diese Argumente auf den Naturbegriff beziehen, ist jedoch fern davon, selbst eine in diesem Sinne natürliche zu sein, vielmehr bezieht sie ihre Gültigkeit aus dem sozial geschaffenen Konsens in weiten Teilen der Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Die Fragen nach Solidarität und Moral müssen in solch einem Umfeld anders gestellt werden als beispielsweise in den Erklärungen der Industriegesellschaft, wie Claus Koch (Berlin) in seiner Analyse der medikalisierten Gesellschaft hervorhob. Und so wie sich die Menschen einer medikalisierten Gesellschaft in immer stärkerem Umfang ihrer biologischen Natur bewusst werden müssen, so steht es auch der Soziologie gut zu Gesicht, sich der sozialen und materialen Natur der Gesellschaft erneut zu vergewissern, ohne dabei vorschnell naturwissenschaftlichen Modellen auf den Leim zu gehen.

Wollen die Naturwissenschaften aufgrund ihres größtenteils unreflektierten Naturbegriffs nicht ununterbrochen (wenn auch sehr erfolgreich) auf sich selbst stoßen, so wird ein Bedarf an soziologischen Angeboten erkennbar. In dieser Position darf sich die Soziologie ruhig et- was selbstbewusster geben, als dies bislang und speziell auch auf dem DGS-Kongress der Fall war. Dazu gehört auch, dass die Diskussionen nach den Vorträgen allgemein etwas zu kuschelig waren und deutlich an argumentativer Schärfe gewinnen könnten.

Der DGS-Kongress als Präsentation der Soziologie?

An Stelle eines Fazits soll in den abschließenden Zeilen die Ausführungen über die Suche der Soziologie nach der Natur der Gesellschaft auf den Stein des Anstoßes dieses Textes, den Kongress der DGS, zurückgeführt werden, denn fast schon paradigmatisch zeigt sich hier, welche Position die Soziologie zur Natur der Gesellschaft einnimmt.

Zuerst einmal scheint die Soziologie noch hauptsächlich mit sich selbst beschäftigt zu sein. Dazu folgendes Gedankenexperiment: Man stelle sich vor, man habe sich für das erste Semester im Bachelor-Studiengang Soziologie an der Universität Kassel eingeschrieben und herausgefunden, dass dort just eine Woche vor Veranstaltungsbeginn der Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie mit dem Thema »Die Natur der Gesellschaft« gastiert. Nun geht man erwartungsfroh in das eröffnende Doppelpodium gleichen Titels und sieht sich mit einer Anzahl für Nicht-Soziologen kaum verständlicher Vorträge konfrontiert, die so viel Zeit beanspruchen, dass schlussendlich keine Zeit für eine Diskussion gegeben wird. Der Abschreckungsgrad einer solchen Veranstaltung könnte kaum größer sein. Tags darauf wird im Forum über die Schlüsselqualifikationen von Soziologen verstärkt nach Präsentati- onstechniken und Zeitmanagement gefragt. Will man soziologische Inhalte auch für Nicht- Soziologen interessant machen, so zeigten viele Vorträge im Rahmen des Kongresses, dass viel zu tun ist, um nicht mehr großzügig als »lebensfremde Soziologen« diffamiert werden zu können.

In Bezug auf die materiellen Seiten des Kongresses nimmt der Kongressbeutel eine Son- derstellung ein. Das Artefakt war für die ihm zugeordnete Primärfunktion des Aufbewahrens und Wiederfindens nur bedingt geeignet, zudem wurden ihm wichtige Accessoires, wie etwa Stift und Notizblock, nicht beigegeben. Die Präsentationsfunktion, den Träger als Teilneh- mer des Deutschen Soziologiekongresses auszuweisen, gelang dagegen sehr gut. Vielmehr noch, viele der verbreiteten Vorurteile über Soziologen kann ein solcher Umhängebeutel nur bestätigen. Es muss ja nicht unbedingt Plastik sein, aber Weiterentwicklungen im Juteta- schendesign sollte man sich ebenso wenig verschließen.

Weiterhin war der Veranstaltungsaufbau nicht sonderlich an den biologisch/materiellen Grundlagen der anwesenden Soziologen orientiert, da das Programm vor Veranstaltungen nur so überquoll. In Tateinheit mit dem schon monierten ungenügenden Zeitmanagement stellt dies die Besucher des Kongresses vor die Wahl, entweder zu Mittag zu essen oder einer der interessanten Vorlesungen zuzuhören. Im ungünstigen Fall hetzte man von 9:00 Uhr bis 22:00 Uhr von einer Veranstaltung zur nächsten und in der einstündige Pause von 17:00 Uhr bis 18:00h war gerade genug Zeit, um sich an den Sponsorenständen über Neuigkeiten zu in- formieren.

Wenn der DGS-Kongress ein Präsentationsort der deutschen Soziologie ist, dann kann man abschließend mit Goffman fragen, wer sich wem präsentiert hat. Sicherlich nicht die Soziologie als Ensemble dem gesellschaftlichen Publikum gegenüber. Eher war sich die So- ziologie Ensemble und Publikum zugleich, eine Bühne auf der Hinterbühne. Für einen Fach- kongress ist das sicherlich nicht verkehrt. Zieht man allerdings die prekäre Lage der Disziplin, was die Bedrängnis der Hochschulstandorte und die gegenwärtigen naturwissen- schaftlichen Allmachtsphantasien angeht, in Betracht und nimmt den provokanten Titel der

»Natur der Gesellschaft« in diesem Sinne ernst, so muss die Soziologie als Ensemble ohne Zweifel noch an ihrer Vorstellung auf dem Kongress als Vorderbühne arbeiten.

Dr. Cornelius Schubert
Institut für Soziologie
Technische Universität Berlin
Franklinstr. 28/29
10587 Berlin
e-Mail: cornelius.schubert@tu-berlin.de